

Karen

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

TR
ROSE



TRÄNENFLUCH

— Thriller —

KNAUR*

KAREN ROSE

TRÄNENFLUCH

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Brandl

Über dieses Buch

Dreizehn Jahre lebte Mercy in dem Glauben, sie sei endlich in Sicherheit. Doch seit ihr Bruder, FBI-Agent Gideon Reynolds, gegen die im Untergrund agierende Sekte »Church of Second Eden« ermittelt, ist nichts mehr wie zuvor. Denn jetzt weiß der Sektenführer Ephraim Burton, mit dem Mercy als Kind zwangsverheiratet wurde, dass sie noch lebt.

Seine erste Attacke auf Mercy kann Gideons bester Freund Detective Rafe Sokolov gerade so verhindern. Mercy beschließt, den Kampf gegen Eden aufzunehmen. Doch weder Mercy, Gideon noch Rafe ahnen, was die Sekte zu tun bereit ist, um ihre Geheimnisse zu wahren ...

Inhaltsübersicht

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

Epilog

Dank

Karen Rose bei Knaur

**Eine Liste aller Karen-Rose-Romane in
chronologischer Reihenfolge:**

**Verzeichnis der auftretenden Figuren in den
Romanen von Karen Rose**

Leseprobe »Tränennacht«

Für Farrah. Wenn ich deine Bücher lese, wird mir warm ums Herz, und ich wünschte, ich hätte einen Platz am Küchentisch deiner Figuren. Deine Großzügigkeit ist eine Inspiration, und dein Lächeln erhellt den Raum. Ich hoffe, du findest Mercys Farrah genauso mutig, intelligent, einfühlsam und großartig, wie du im wahren Leben bist.

Für Deb. Ich werde jetzt nicht sagen, dass mich deine Tapferkeit demütig macht (auch wenn es so ist), weil ich weiß, dass du jeden Tag auf die dir bestmögliche Art und Weise durchstehst. Stattdessen sage ich, dass ich unendlich froh bin, dich zu kennen, und es kaum erwarten kann, mit dir diesen Tee zu trinken.

Und, wie immer, für Martin. Ich liebe dich.

Prolog

*Redding, Kalifornien
Dreizehn Jahre zuvor
Dienstag, 18. Mai, 04.30 Uhr*

Sie würde sterben. Rhoda wusste es. Brother DJ würde sie auf keinen Fall zurück nach Eden mitnehmen, aber selbst wenn er es täte, würde es nichts ändern. Sie wollte nicht zurück. Niemals.

Vielmehr verfluchte sie den Tag vor all den Jahren, als sie auf die Ladefläche seines Lasters gestiegen war. Wie lange war das jetzt her? Sie wusste es nicht mehr genau. DJs Vater Waylon hatte an jenem Abend hinter dem Steuer gesessen, als sie ihre Kinder zu sich auf den Schoß gezogen und ihnen versprochen hatte, dass alles gut werden würde. Dass sie in ein neues Zuhause fahren würden, wo alles wunderbar sei und es Spielsachen, genug zu essen und ein warmes Bett für sie gebe.

Wie konnte ich nur so dumm sein? Naiv und dumm.

Mercy war gerade mal ein Jahr alt gewesen und hatte daher nichts von den schlimmen Zeiten mitbekommen, als nicht jeden Abend ein warmes Essen auf dem Tisch stand, weil Rhoda nicht genug Kunden gemacht hatte. Gideon

hingegen hatte mehr als einmal gesehen, wie sie nach einer Nacht auf den Straßen San Franciscos mit einem Veilchen, aber ohne Frühstück für ihre Kinder nach Hause gekommen war, weil irgendein Freier wieder mal nicht hatte zahlen wollen. Deshalb hatte er ihr Versprechen auf ein besseres Leben geglaubt und war nur allzu bereitwillig, ja, sogar voller Eifer auf den Laster geklettert, der sie ins Paradies bringen würde. Nach Eden.

Eden. Am liebsten würde sie vor Abscheu ausspucken, doch ihr Mund war zu trocken. Eden war nicht das Paradies gewesen. Sondern die Hölle.

Damals war Gideon erst fünf Jahre alt gewesen, ein cleveres Kerlchen und ein echter Schatz. Reif für sein Alter. *Mein wunderschöner Sohn.* Mittlerweile war er siebzehn. An der Schwelle zum Mann. Sie hoffte es. Betete.

Gideon. Mein wunderschöner Sohn. Sie würde ihn niemals wiedersehen, sondern konnte nur hoffen, dass es ihm gut ging, dass er überlebt hatte. Nacht für Nacht hatte sie sich in den vergangenen vier Jahren dafür verflucht, ihn an seinem dreizehnten Geburtstag allein gelassen zu haben, so schwer verletzt, dass er womöglich umgekommen war. Sie hatte mit angesehen, wie Waylon ihn hinter eine Mülltonne warf, und versucht, noch einen letzten Blick auf seine leblos daliegende Gestalt zu erhaschen, ehe Waylon ihr die Hände auf dem Rücken gefesselt und sie mit dem Gesicht voran auf die Ladefläche des Lasters gedrückt hatte, um sich seinen Lohn für

Gideons Flucht zu nehmen, so brutal, dass sie völlig zerfetzt und blutend zurückgeblieben war ... dies war der schlimmste Tag ihres Lebens gewesen.

Bis sie ein drittes Mal auf seinen Laster geklettert war, diesmal mit ihrer Tochter in den Armen und Waylons Sohn DJ am Steuer, der den Wagen nach dem Tod des Vaters geerbt hatte. DJs Preis war derselbe wie damals, als sein Vater sie mit dem schwer verletzten Gideon in den Armen zum selben Busbahnhof gebracht hatte.

Und obwohl sie beide Male mit jeweils einem anderen Mann verheiratet gewesen war, hatte sie sich gefügt. Vor Eden hatte sie ihren Körper für sehr viel weniger verkauft. Was bedeuteten schon ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen, wenn das Leben der eigenen Kinder auf dem Spiel stand? Gar nichts. Deshalb hatte sie klaglos bezahlt.

Am Tag von Gideons Flucht hatte Brother Waylon sie nach Eden zurückgebracht, damit sie für ihr Verbrechen bestraft wurde, doch sie hatte das dumpfe Gefühl, dass es heute mit DJ anders enden würde.

Sie blickte auf die zitternde Gestalt in ihren Armen. Mercy glühte vor Fieber. Die Heilerin hatte ihr nicht helfen können, was kein Wunder war. Sister Coleens Fähigkeiten beschränkten sich auf die Behandlung von Erkältungen und kleinen Schnittverletzungen.

Mercy hingegen litt unter einer Infektion. Und zwar einer sehr schweren und weit fortgeschrittenen, wie allein

der Gestank verriet, und Coleen verfügte schlicht nicht über die Mittel, um mit so etwas fertigzuwerden.

Deshalb hatte Rhoda sich zu diesem drastischen Schritt entschlossen. Ihr eigenes Leben im Austausch dafür, Mercy fortzubringen, hoffentlich irgendwohin, wo sie in Sicherheit wäre. Wobei so ziemlich jeder Ort besser wäre als der, der hinter ihnen lag.

Eden. Rhoda unterdrückte ein bitteres Lachen. Ohne ihr kleines Mädchen auf dem Schoß hätte sie den Tod mit offenen Armen willkommen geheißen. Liebevoll strich sie Mercy eine Strähne aus der schweißnassen Stirn. *Wie sehr habe ich mir gewünscht, dich aufwachsen zu sehen!*

Und nun war Mercy schon viel zu erwachsen. Fast ein Jahr war seit ihrem zwölften Geburtstag vergangen. Rhoda erinnerte sich noch, wie sie selbst zwölf geworden war, an ihre Freundinnen, mit denen sie damals gespielt hatte. Der Unterschied zu Mercys Geburtstag hätte nicht dramatischer sein können.

Tränen und Schmerz hatten ihn bestimmt. Und Angst. So große Angst. *Es ist alles meine Schuld. Ich war diejenige, die nach Eden wollte. Und die ihre Kinder mitgenommen hat, ohne sich vorher darüber Gedanken zu machen. Ich habe einem Wildfremden vertraut.* Der ihr eine Unterkunft, etwas zu essen und einen Ort versprochen hatte, an dem sie ihre Kinder in Ruhe und Sicherheit großziehen konnte. Rhoda hatte ihm geglaubt, mit dem Ergebnis, dass ihre Kinder den Preis für ihre Dummheit bezahlen mussten.

»Es tut mir so leid«, flüsterte sie. »So unendlich leid.«
Mercys Lider flatterten. Ihre Augen unter den dichten Wimpern waren genauso leuchtend grün wie die ihres Bruders. »Mama?«, flüsterte sie heiser. »Es tut so weh.«

»Ich weiß, Baby. Bald wird es besser.« Rhoda hatte keine Ahnung, ob das stimmte, doch die Worte schienen ihre wunderbare Tochter zu beruhigen, sodass sie die Augen wieder schloss. Rhoda hoffte, dass sie eingeschlafen war. Oder das Bewusstsein verloren hatte.

Letzteres wäre ihr sogar lieber. Sie hoffte, dass Mercy nicht mitbekommen hatte, wie DJ Belmont nach etwa einer Fahrtstunde das erste und eine Stunde später ein zweites Mal angehalten hatte. Und eine Stunde später noch einmal, um seine Bezahlung zu kassieren.

Doch Rhoda würde alles auf sich nehmen, um Mercy aus Eden wegzubringen.

Inzwischen hatten sie ihr Ziel fast erreicht, den Busbahnhof, wo sie Gideon vier Jahre zuvor zurückgelassen hatte. Sie beugte sich vor. »Mercy, Schatz. Bist du wach?« Mercy nickte wortlos.

»Du musst mir genau zuhören. Was ich dir jetzt sage, ist sehr wichtig. Finde Gideon. Er wird dir helfen.«

Mercy riss entsetzt die Augen auf. »Aber er ist doch tot.«

»Nein, Schatz, er ist nicht tot.« *Bitte, lieber Gott, mach, dass es wahr ist.* »Er ist geflohen. Ich habe ihn in jener Nacht rausgeschmuggelt, so wie ich es jetzt mit dir tue. Er lebt, und du musst ihn finden.«

Erschütterung zeichnete sich auf Mercys Zügen ab. »Er lebt? Aber du hast doch gesagt –«

»Ich weiß, was ich gesagt habe«, zischte Rhoda. Es war kein Wunder, dass Mercy ihr nicht glaubte. *Ich habe meine Rolle als trauernde Mutter gut gespielt.* Dabei hatte sie keineswegs Gideons Tod betrauert, sondern die Tatsache, dass sie durch ihren Entschluss, nach Eden zu gehen, ihre beiden Kinder in Gefahr gebracht hatte. Sie hatte betrauert, dass sie ihn ganz allein, blutend und voller Schmerzen, an diesem Busbahnhof zurückgelassen hatte. »Aber du musst mir jetzt glauben. Er lebt. Und er wird dir helfen. Finde ihn, Mercy.«

Mercys Nasenlöcher blähten sich. »Nein«, stieß sie mit zusammengekniffenen Augen hervor.

Die Bösartigkeit ihres Tonfalls ließ Rhoda zusammenzucken. »Was? Warum nicht?«

»Er ist ein Egoist, ich will ihn nie wiedersehen. Er ist abgehauen. Er hatte ein Leben ... während wir ...« Tränen stiegen Mercy in die Augen. »Während wir gelitten haben. Wir mussten leiden, weil er egoistisch war.«

»Nein, Mercy. Das war er nicht. Niemals.«

»Ich komme auch ohne ihn zurecht. Wir schaffen das schon, du und ich.«

Nun füllten sich Rhodas Augen mit Tränen. *Nicht wir, meine Süße. Nur du allein.* Man würde ihr ganz bestimmt nicht erlauben, mit ihrer Tochter zu gehen. »Mercy, mein Schatz. Es gibt etwas, das du über Gideon wissen musst.«

Mercy wandte den Kopf ab und kniff die Augen zusammen. »Nein.«

»Es gab einen Grund für seine Flucht.« Sogar einen guten Grund. Einen so guten, dass sie beschlossen hatte, ihr Kind gehen zu lassen. Ihren einzigen Sohn. Sie hatte ihn zurückgelassen, in der Hoffnung, dass jemand ihn finden und ihm helfen würde.

»Ich weiß. Er wollte seine Lehre nicht machen. Und nicht arbeiten. Er war faul und selbstsüchtig.« Mercy spie ihr die Worte entgegen, die die Gemeinschaft ihr gnadenlos eingepflichtet hatte, allen voran Mercys eigener »Ehemann«.

Worte, die Rhoda aus Angst nicht als das zu bezeichnen gewagt hatte, was sie waren: gemeine Lügen. Und nun würde sie ihre beiden Kinder verlieren, weil sie nach dieser jüngsten Demonstration ihres Ungehorsams jede Chance verwirkt hatte, noch länger am Leben zu bleiben.

Wie hatte sie das nur zulassen können? Wie hatte es so weit kommen können?

»Nein, Mercy.« Rhoda schüttelte den Kopf. »Er war nicht faul und auch nicht selbstsüchtig.« *Sondern man ist auf ihn losgegangen. Hat ihn geschlagen. Halb totgeprügelt.* »Er war ...«

Der Laster kam abrupt zum Stehen. Wieder verfluchte Rhoda sich, diesmal, weil sie so lange mit der Wahrheit gezögert hatte. Es war zu spät. Sie hatte Mercy noch so viel zu sagen, doch ihr blieben nur wenige Sekunden.

»Mercedes«, flüsterte sie. »Du bist Mercedes Reynolds.«

Verwirrt riss Mercy die Augen auf. »Was?«

Die Fahrertür wurde geöffnet. DJ. *Sekunden. Dir bleiben nur Sekunden. Wähle deine Worte mit Bedacht.*

»Dein Name ist Mercedes Reynolds. Nicht Terrill.«

Mercy runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht ...«

»Meine Eltern heißen Derrick und Ronnie Reynolds. Sie leben in Houston. Geh zu ihnen. Sie kümmern sich um dich.«

»Mama?« Mercy krallte die Finger in Rhodas selbst genähte Jacke. »Was redest du da?«

Zum ersten Mal, seit Rhoda einem Wildfremden die Lüge vom Paradies geglaubt hatte, sah sie klar. Sie machte es wieder gut. Nein, das konnte sie nicht. Dafür war es zu spät. Aber sie konnte zumindest die Wahrheit sagen.

»Dein Bruder heißt Gideon Reynolds. Du musst ihn finden. Sag ihm, dass es mir leidtut. Und dass ich ihn liebe.« Ihre Augen füllten sich erneut mit Tränen, die sie wegzublinzeln versuchte. »Und dich liebe ich auch. Für immer und ewig.«

Mercys Lippen bebten. »Mama?

»Selena. Ich heiße Selena Reynolds.« Sie gab einen zischenden Laut von sich, als DJs Handrücken gegen ihren Kiefer klatschte.

»Ruhig jetzt!«, schnauzte er.

Mercy kniff die Augen zusammen und wappnete sich ebenfalls gegen einen Schlag, der jedoch nicht kam, denn

Mercy war nicht diejenige, gegen die sich DJs Zorn richtete.

Vorsichtig fuhr sich Rhoda mit der Zunge über ihre blutende Lippe und sah DJ in die Augen. Schweigend. Wie man es ihr beigebracht hatte.

DJ warf ihr einen warnenden Blick zu. »Schluss mit deinen Lügen, Rhoda. Du hast heute schon genug Ärger gemacht.«

Rhoda blickte auf das verängstigte Mädchen in ihren Armen. *Sie ist noch ein Kind.* Die Gemeinschaft mochte Mercy als erwachsene Frau betrachten, doch das war sie nicht. Rhodas Tochter war ein Mädchen von knapp dreizehn Jahren, halb verrückt vor Angst, doch zu unterdrückt und gezüchtigt, um sich zur Wehr zu setzen, sowohl emotional als auch körperlich. Mercys Ehemann hatte sie geschlagen und so brutal genommen, dass sie geblutet hatte. Wieder und wieder.

Meine Schuld. Es ist alles meine Schuld. Ich hätte ihn daran hindern müssen.

Aber das war unmöglich. Schon die Gewalt dieses Mannes ihr selbst gegenüber hatte sie nicht abwehren können, von der gegen Mercy ganz zu schweigen.

Sie waren Besitz. Mehr nicht.

»Hältst du dich an deinen Teil der Vereinbarung?«, fragte sie.

DJ nickte knapp und streckte mit finsterer Miene die Arme aus.

Rhoda drückte Mercy noch enger an sich. »Ich trage sie«, erklärte sie und unterdrückte einen Aufschrei, als DJ ihr einen weiteren Hieb verpasste.

»Hör endlich auf, Ärger zu machen, Rhoda«, knurrte er und riss ihr Mercy aus den Armen.

Rhoda krabbelte zum Ende der Ladefläche und hatte gerade einen Fuß auf den Boden gesetzt, als DJ sich umdrehte und sie grob zurückstieß.

»Du bleibst hier«, bellte er.

Sie rutschte an die Seite des Lasters, um über die Kante zu spähen. Mercy lag zusammengerollt wie ein Säugling und am ganzen Leib zitternd auf dem Asphalt. Was hatte er ihr angetan?

»Mercy?« Sie hörte die Angst in ihrer Stimme.

»Mercy ...«

Doch Rhodas Rufe erstarben abrupt, als DJ die Kette um ihren Hals packte, mit einem Ruck zurückriss und ihr damit die Luft abschnürte. Reflexartig packte sie das Medaillon und zerrte daran, doch DJ zog nur noch fester. Verzweifelt öffnete sie den Mund, um Atem zu schöpfen.

Sie hasste diese Kette. Das Medaillon, das daran befestigt war. Hasste die Art, wie der Mann, dem sie gehörte, sie benutzte, so wie DJ es jetzt tat. Um sie zu kontrollieren, ihr zu zeigen, wem eben diese Atemzüge gehörten, um die sie rang. *Nicht mir*. Seit zwölf endlosen Jahren gehörte ihr nicht einmal mehr ihr eigener Atem.

Die Kette war keineswegs ein Schmuckstück, sondern das Halsband einer Sklavin, das sie viel zu lange schon trug.

Etwas Scharfes bohrte sich in ihre Haut und glitt an ihrem Nacken nach oben, direkt unter die Kette, die sich tiefer in ihre Haut grub. Schwarze Punkte begannen vor ihren Augen zu tanzen.

Das war's also? So wird er mich töten?

Unvermittelt ertönte ein lautes Knirschen direkt neben ihrem Ohr, und die Kette wurde schlaff. Die Atemzüge brannten sengend in ihrer Lunge, als sie gierig die Luft einsog, eine Hand um ihren Hals gelegt, während sie mit der anderen immer noch das verhasste Medaillon umkrallte.

Bis es ihr aus der Hand gerissen wurde.

»Du bleibst hier«, knurrte er. »Ich mein's ernst, Rhoda.«

Doch Rhoda hörte nicht länger auf ihn, sondern kroch zur Ladeklappe und ließ sich über die Kante gleiten, um auf unsicheren Beinen zu ihrer Tochter zu taumeln.

DJ hockte neben Mercy, hatte mit einer Hand auch ihre Kette gepackt und durchtrennte sie mit einem Bolzenschneider, nur dass Mercy nicht um Atem rang, sondern leblos wie eine Gliederpuppe in DJs unsanftem Griff hing.

DJ richtete sich auf. In der Hand hielt er beide Ketten. Rhoda ging davon aus, dass er sie in den Laster werfen würde, doch stattdessen betrat er einen schmalen

Rasenstreifen am Straßenrand und grub mit dem Bolzenschneider ein flaches Loch, in das er die beiden Medaillons warf. Er häufte die Erde darauf und drückte das herausgerissene Gras fest, bis alles aussah wie zuvor.

Taumelnd kam Rhoda neben Mercy zum Stehen und sank auf die Knie. »Mercy? Sag doch etwas. Bitte!«

Doch Mercy blieb zusammengerollt auf dem Boden liegen. Hektisch sah Rhoda sich auf dem Parkplatz um, auf dem weit und breit keine Menschenseele zu sehen war. Niemand, der hätte helfen können.

DJs Miene war unheilvoll, als er zurückkam.

»Was hast du mit ihr gemacht?«, herrschte Rhoda ihn an, ohne sich darum zu scheren, dass er ihr den Mund verboten hatte. Sie hatte nur einen Gedanken: ihre Tochter, die sie in jeder Hinsicht im Stich gelassen hatte.

DJ verzog das Gesicht zu einem Grinsen, das ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte. »Ich habe ihr gesagt, dass Brother Ephraim schon unterwegs ist.«

Das mulmige Gefühl schlug in lähmende Furcht um.
»Und stimmt das?«

DJs Grinsen wurde noch breiter. In diesem Moment zog er eine Waffe unter seiner Jacke hervor.

Rhodas Herzschlag setzte aus. Das war's also. Jetzt würde er sie töten. »Nein. Nicht vor ihr. Bitte.«

DJ lachte nur. »Du wolltest diesen Handel abschließen, Rhoda. Ich habe meinen Teil eingehalten. Ihr seid beide

hier. Weg aus Eden.« Er hob die Waffe, richtete sie jedoch zu Rhodas Entsetzen auf Mercy.

Rhoda warf sich über ihr Kind. »Nein! Du hast es versprochen!«

»Ich habe versprochen, euch rauszubringen. Aber nicht, dass ich dich am Leben lassen würde.« Er beugte sich vor und zog Rhoda von Mercy weg, als wäre sie ein Fliegengewicht.

Rhoda hatte einen ohrenbetäubenden Knall erwartet, doch stattdessen hörte sie nur ein leises Ploppen.

Schalldämpfer, dachte sie. *Er hat das alles geplant. Es war nie seine Absicht, uns laufen zu lassen.*

Mercys Körper wurde hochgerissen. Ein leuchtend roter Fleck breitete sich vorn auf ihrem Kleid aus.

»Nein.« *Nein, nein, nein.* Schluchzend streckte Rhoda die Hände nach ihrer Tochter aus, doch DJ hinderte sie daran, zu ihr zu gelangen. »Mercy! Bitte! Mercy! Mach die Augen auf. Bitte.«

Flatternd hoben sich Mercys Lider. *Mama*, formten ihre Lippen ohne einen Laut.

»Sag Mama schön ›Auf Wiedersehen‹«, höhnte DJ und drückte Rhoda den Pistolenlauf in den Magen.

Auch Rhodas Körper bäumte sich unter dem Schuss auf. Sie schrie, als der sengende Schmerz in ihren Eingeweiden explodierte. Wie war es möglich, dass kein Laut über Mercys Lippen drang?

Doch Mercy lag nur reglos da und sah sie an. Zumindest atmete sie. *Sie lebt noch.*

»Mercedes«, presste Rhoda hervor. »Finde Gideon. Gideon Reynolds.«

Mercy starrte sie nur weiter mit einer Mischung aus Verwirrung, Schmerz und stummem Entsetzen an.

»Halt den Mund, Rhoda«, schnauzte DJ. »Sie findet überhaupt niemanden. Weil sie hier sterben wird. So wie Gideon. Und wie du.«

Rhoda schüttelte entschieden den Kopf. »Selena. Ich heiße Selena. Nicht Rhoda. Nie wieder Rhoda.«

DJ zuckte die Achseln. »Von mir aus.« Er wollte sie hochreißen, doch ihre Knie gaben unter ihr nach.

»Dafür wird Ephraim dich umbringen«, krächzte sie.

DJ lachte nur. »Nein, das wird er nicht. Das tut er nie. Weil er es nämlich nicht kann.«

Das ergab keinerlei Sinn, doch Rhodas Verstand gehorchte ihr nicht länger, konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. »Wieso tust du das?«

»Weil ich es kann.« Er verstärkte den Griff um Rhodas Arm und schleifte sie zum Laster, wo er sie hochzerrte und zu sich heranzog. »Sieh her, Mercy.«

Er drückte den Lauf gegen ihre Schläfe. Der Moment war gekommen.

»Und jetzt sag *du* schön ›Auf Wiedersehen‹, Rhoda«, befahl er höhnisch.

»Selena«, presste sie hervor. »Wenn du mich schon tötest, hab wenigstens den Mumm, meinen Namen zu sagen. *Selena Reynolds*.«

Wieder lachte er nur. »Auf Wiedersehen, *Rhoda*.«

Sieh her, Mercy. Brother DJ hatte es von ihr verlangt, also hatte Mercy gehorcht, so wie man es ihr beigebracht hatte. *Mama!* Der Schrei war ihr im Hals stecken geblieben. Und ihre Mutter hatte nichts erwidert, weil sie tot war.

Tot.

Sie war neben dem Laster zusammengebrochen, mit einem klaffenden Loch in der Schläfe. Einen Moment lang hatte sie Mercy noch aus weit aufgerissenen Augen angesehen.

Tot.

Brother DJ hatte den Leichnam hochgehoben und über die Seitenwand auf die Ladefläche des Lasters geworfen – jener Ladefläche, auf der er ihre Mutter dreimal genommen hatte, seit sie in Eden aufgebrochen waren.

Eden, dem einzigen Zuhause, das Mercy kannte.

Ihre Mutter hatte noch nicht einmal protestiert. Es war die Bezahlung dafür, dass DJ sie fortgebracht hatte, so viel wusste Mercy. Ihre Mutter hatte es ihr nach jedem Halt gesagt. Am liebsten hätte Mercy erwidert, dass sie – ihre Tochter – es doch gar nicht wert sei, doch kein Laut war ihr über die Lippen gekommen.

DJ war nicht gerade sanft mit ihnen umgesprungen, aber immer noch besser als ... *er*. Brother Ephraim.

Mein Ehemann. Allein das Wort ließ sie erschauern. Und er war bereits auf dem Weg hierher. Das hatte Brother DJ behauptet. Umbringen würde er sie wahrscheinlich nicht, wenn er sie hier fand, doch sie würde sich wünschen, er täte es.

Sie wünschte sich ständig, dass er sie töten möge, doch er tat es nicht.

Brother DJ wischte sich die blutigen Hände an der Hose ab und trat auf sie zu. »Los, komm schon, Mercy.«

Sie sah ihn nur an, bekam keinen Ton heraus.

DJ packte ihren Arm und zog sie auf die Füße, doch ihre Knie waren schlaff wie verkochte Nudeln. Ihr ganzer Körper schien ein einziger Schmerz zu sein. Am schlimmsten war das Brennen in der Magengegend. Sie presste sich die Hand auf den Bauch, löste sie wieder und musterte sie wie betäubt. Sie war voller Blut. *Ich blute. Weil er auf mich geschossen hat*. Es war wie ein Traum. Nicht real. Aber genau so war es. Ihre Mutter war tot. *Und ich blute*.

»Fuck, jetzt du auch noch!«, stöhnte er.

Noch immer starrte sie ihn an. Sie hatte zwar das »F-Wort« aus Ephraims Mund gehört, doch er benutzte es nur, wenn er sehr wütend war. Niemals in so einem beiläufigen Tonfall wie Brother DJ.

Er begann, sie zum Laster zu zerren, und sie begriff, was er vorhatte.

Er wird auch mich töten. Er hatte nie die Absicht, uns laufen zu lassen.

Aber wieso hatte er sie dann den ganzen Weg hergefahren? Wo auch immer sie sein mochten. *Redding Busbahnhof* stand auf dem Schild. Sie wusste zwar, was ein Bus war, doch obwohl sie die Worte lesen konnte, ergaben sie keinen Sinn für sie.

Die Fahrt hatte sich über Stunden hingezogen. *Wieso der ganze Aufwand, nur um uns am Ende beide zu töten?* Er hätte jederzeit anhalten und sie einfach am Straßenrand abknallen können.

Er hat mit uns gespielt. Er hatte ihre Mutter glauben lassen, Mercy käme frei. Ihre Mutter war so voller Hoffnung gewesen ... und nun war sie tot.

Mercy kniff die Augen zusammen, als gleißendes Licht sie blendete. Ein Wagen. Ein weiteres Auto befand sich auf dem Parkplatz, dessen Scheinwerfer nun direkt auf sie gerichtet waren.

»Fuck!«, fluchte Brother DJ noch einmal, hob die Waffe und zielte auf das Auto. Er gab einen Schuss ab und ließ Mercys Arm los, als Blaulicht auf dem Dach des Wagens zu rotieren begann. »Cops.«

Er fuhr herum und rannte zum Laster, wobei er einen weiteren Schuss auf Mercy abgab. Sämtliche Nervenenden in ihrem Bein schienen zu explodieren, als die Kugel in ihre

Wade drang. Sie riss den Mund zum Schrei auf, doch auch jetzt drang kein Laut heraus.

Brother DJ sprang in den Laster und raste davon, mit einem letzten Schuss auf sie, der sie jedoch verfehlte und stattdessen in den Asphalt neben ihrem Kopf einschlug. Winzige Fetzen des Belags flogen wild umher und bohrten sich wie Nadelstiche in ihre Wange.

Und dann war es still, bis auf den Motor des Wagens, dessen Anblick Brother DJ in die Flucht geschlagen hatte.

Cops. Das bedeutete Polizeibeamte.

Polizisten waren etwas Schlimmes. Sie würden ihr wehtun, sie schlagen, ins Gefängnis stecken. Dafür sorgen, dass sie nie wieder die Sonne sah. *Sollten sie dich jemals schnappen, sag kein Wort. Gib nichts zu. Erzähl keinem von der Gemeinschaft. Sprich den Namen »Eden« niemals laut aus.*

Die Drohungen, die ihr die Lehrer in der Gemeinschaft so oft eingebläut hatten, wirbelten durch ihren Kopf wie ein Tornado, pumpten Adrenalin durch ihren Körper. *Du musst abhauen.* Sie musste weg von hier.

Sie stützte sich auf Hände und Knie und kroch los, aus dem Lichtkegel der Scheinwerfer heraus. In Richtung Grasnarbe. Zu den Medaillons, die DJ dort vergraben hatte.

Sie hasste das Medaillon. Doch sie brauchte es. Ohne fühlte sie sich ... falsch. Und sie hasste die Erkenntnis, dass es so war.

Mama. Auch ihr Medaillon war in dem kleinen Erdloch vergraben.

Das Medaillon ihrer Mutter, deren Leiche auf der Ladefläche von DJs Laster lag.

Mama, die sie gerettet hatte.

Der Wagen hinter ihr stand bloß da. Niemand stieg aus. Niemand drohte ihr. Niemand versuchte, sie aufzuhalten. Also kroch sie weiter.

Endlich spürte sie Gras unter den Knien. Am liebsten hätte sie geweint. Sie hatte Schmerzen. Schlimme Schmerzen. Alles begann sich zu drehen, trotzdem kroch sie weiter.

Nur noch ein Stück. Ein kleines Stück. Und dann sah sie es, das kleine Rasenstück, das DJ herausgerissen hatte. Sie ließ sich fallen und wühlte mit bloßen Händen in der Erde, bis sich ihre Finger um das Medaillon schlossen, das Ephraim so oft als Waffe gegen sie eingesetzt hatte.

Sie zog es heraus, wühlte weiter, bis sie auch die zweite Kette gefunden hatte. Erde bedeckte die Medaillons, deshalb war die Gravur – zwei im Gebet kniende Kinder unter einem Olivenbaum, darüber die gespannten Flügel des Erzengels Uriel – nicht zu erkennen. Doch das war auch nicht nötig, denn das Bild war für immer in ihre Netzhaut eingebrannt. Genauso wie die Namensgravuren auf der Rückseite.

Miriam. Rhoda. Die Namen, die man ihnen in Eden gegeben hatte. Miriam war so gebräuchlich, dass ihre

Mutter ihr einen Spitznamen gegeben hatte, Mercy, das Wort für Gnade. Im vergangenen Jahr war es ihr wie ein grausamer Scherz vorgekommen, denn die Gemeinschaft hatte keine Gnade gezeigt, weder ihr noch ihrer Mutter gegenüber. Doch nun ergab er einen Sinn. *Weil ich Mercedes heiße.*

Nicht Miriam. Sondern Mercedes. Und ihre Mutter hieß Selena.

Nur dass sie keine Mutter mehr hatte.

Tränen stiegen ihr in die Augen. *Mama.*

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie tränenüberströmt dort gelegen hatte, doch als das Heulen der Sirene die Luft zerriss, war sie zu erschöpft, um sich zu bewegen.

Die Polizei kam, und sie konnte sich nicht bewegen.

»Miss?«

Mercy lag auf der Seite und versuchte, die Augen zu öffnen, doch sie war so müde, so unendlich müde. *Ich muss schlafen.*

Sie spürte, wie Hände sie berührten, sie auf den Rücken drehten. *Lauf*, schrie ihr Verstand, doch sie sah sich nicht imstande, aufzustehen. *So müde. Lasst mich. Ich muss schlafen.*

»Mist«, sagte ein Mann. »Sie wurde angeschossen. Eine Schusswunde im unteren Bauchraum. Eine zweite in der Wade.«

»Der Puls ist schwach.« Eine Frauenstimme. »Der Blutdruck sinkt. Wir müssen sie ins Krankenhaus bringen.«

Eine Hand strich ihr übers Gesicht. »Es wird alles wieder gut, Schätzchen. Wir helfen dir.«

Mercy wollte ihnen so gern glauben. So sehr. Doch hier draußen halfen einem die Leute nicht, sondern logen und wollten einen dazu bringen, unvorsichtig zu werden. Und dann taten sie einem weh.

Aber Ephraim hat dir auch weh getan. Und DJ genauso. Obwohl sie zur Gemeinschaft gehörten und sich eigentlich um sie kümmern sollten.

Was auch immer diese Leute mit ihr anstellten, es konnte nicht schlimmer sein als das, was ihr Ehemann ihr angetan hatte.

Und wenn sie sie töteten?

Sie hoffte es beinahe. Es wäre eine Erleichterung.

1. Kapitel

Sacramento, Kalifornien

Samstag, 15. April, 16.45 Uhr

Ich bin zurück. O Gott, ich bin wieder hier. Mercy Callahan holte tief Luft, in der Hoffnung, mit der Yoga-Atmung ihren Puls zu beruhigen. Wie konnte ich glauben, dass das eine gute Idee ist? Nein, es ist eine Schwachsinnsidee. Ich mache damit alles nur noch viel schlimmer.

»Hast du auf dem Flug auch nur eine Sekunde geschlafen?«

Die Stimme ihrer besten Freundin riss sie aus ihren Gedanken. Sie gingen die Fluggastbrücke entlang ins Terminal, wo es von Menschen nur so wimmelte. *Zu viele Menschen.* Mercy kämpfte gegen den Drang an, wegzulaufen. Zurück nach New Orleans zu flüchten. *Wieder.*

»Nein. Ich bin viel zu ...« Aufgeregt. Verängstigt. Angespannter als eine Springfeder. »... einfach alles.«

Farrah gab einen mitfühlenden Laut von sich. »Ich weiß, Süße. Aber es wird alles gut gehen. Und falls nicht, bin immer noch ich da. Ich lasse dich nicht im Stich, und wenn es nötig ist, bringe ich dich zurück nach Hause.«

Nach Hause. Genau das war New Orleans für sie geworden. Ihr Zuhause. Wo die Menschen sie liebten. Sie respektierten. Und sie nicht bemitleideten. Zumindest bis vor sechs Wochen. Doch prangte das eigene Gesicht erst einmal auf den Titelblättern sämtlicher Zeitungen im Land, änderte sich alles schlagartig, und man stand im Mittelpunkt der allgemeinen Öffentlichkeit. Und schrie darüber hinaus die Schlagzeile auch noch lauthals AUS DEN FÄNGEN EINES SERIENMÖRDERS BEFREIT, spiegelte sich in den Blicken der Menschen eine Mischung aus Mutmaßung und Entsetzen wider, gepaart mit einer körperlichen Distanz, die, wie Mercy wusste, lediglich von der Angst herrührte, das Falsche zu sagen. Trotzdem blieb Distanz nun einmal Distanz.

Doch auch damit war sie klargekommen. Bis zu diesem verdamnten CNN-Interview vor fünf Tagen. Eine der beiden anderen Überlebenden hatte sich in aller Ausgiebigkeit über das grauenvolle Erlebnis ausgelassen und sorgsam alle anderen Opfer erwähnt, damit deren Namen bloß nicht in Vergessenheit gerieten. *Als könnte ich sie jemals vergessen.* Natürlich hatte die Frau auch Mercy erwähnt, und natürlich hatte Mercy sich der Qual ausgesetzt und das Interview verfolgt.

Der Beitrag selbst war eigentlich nicht schlimm, sondern durchaus respektvoll gewesen, doch ihr Gesicht im Fernsehen zu sehen, kreidebleich und voller Angst ... danach hatte sie kein Auge mehr zugetan, weder in dieser